

Soziologische Revue

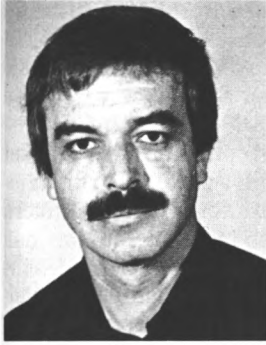
Besprechungen neuer Literatur

Herausgegeben von
Heinz Hartmann, Joachim Matthes
Claus Offe, Johannes Weiß

Jahrgang 9

Heft 4

Oktober 1986



Anspruch und Illusion angewandter Sozialwissenschaft*

CHRISTOPH LAU

Die Frage, ob die Soziologie dazu berechtigt und in der Lage sei, die Wissensgrundlagen für eine rationale gesellschaftliche Praxis zu liefern, gehört – so unterschiedlich sie auch immer gestellt und beantwortet wird – zum festen Identitätsbestand der Disziplin. Viele, wenn nicht die meisten prägenden Kontroversen des Fachs waren mit diesem Problem verbunden, und man könnte aus dieser Perspektive eine aufschlußreiche Ideengeschichte der Soziologie schreiben. Hinter der kontinuierlichen Reflexion über die Bedingungen und Grenzen der praktischen Anwendung sozialwissenschaftlicher Ergebnisse stecken sicher zu einem gut Teil professionelle Unsicherheit und das Bemühen um gesellschaftliche Anerkennung. Weit mehr noch beruht sie aber auf der Notwendigkeit, das historisch sich immer wieder wandelnde Verhältnis zu einer Praxis zu klären, die in zunehmendem Maße wissenschaftlicher Entscheidungsbegründung bedarf.

Jeder neue Beitrag zu diesem Thema muß sich daher an dem Anspruch messen lassen, die jeweils veränderte Verwendungspraxis sozialwissenschaftlicher Ergebnisse zu berücksichtigen. Um es gleich vorwegzunehmen: Der von *Helmut Klages* herausgegebene Band enttäuscht in dieser Hinsicht. Er enthält die Referate eines Seminars, das sich z. T. aus Mitgliedern der Soziotechnikgruppe rekrutierte, einer Vereinigung, die sich um die Förderung und Weiterentwicklung der angewandten Sozialforschung bemüht.

Dabei soll nicht bestritten werden, daß der Fall „Soziologie und Praxis“ eines Wiederaufnahmeverfahrens bedürftig ist. Die massive und breite Einbeziehung der Soziologie in das Geschäft der politischen Beratung, die „Versozialwissenschaftlichung“ öffentlicher Diskurse, das Eindringen soziologischer Begriffe und Deutungsmuster ins Alltagsbewußtsein und in diverse Nachbardisziplinen, die Etablierung öffentlich finanzierter Forschungs- und Transferinstitute, die nicht nur unmittelbar anwendungsbezogene Forschung betreiben, sondern auch wesentliche Vermittlungsdienste zwischen Wissenschaft und Politik leisten, lassen viele der alten Fragestellungen obsolet erscheinen. Angesichts zunehmender Fremdsteuerung und verstärkter Vermarktungszwänge, denen die Forschung ausgesetzt ist, scheint etwa das Problem der Werturteilsfreiheit aus einer lebenswürdigeren Epoche zu stammen, in der sozialwissenschaftliche Ergebnisse noch knapp waren und die Elfenbeintürme noch fest gefügt.

Umso überraschender klingt es, wenn *Helmut Klages* in seiner Einleitung den hergebrachten Problemstellungen und Konzeptionen eine erstaunliche

* Essay über: *Helmut Klages* (Hrsg.), Arbeitsperspektiven angewandter Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag 1985, 332 S., kt. DM 44, –

Überlebensfähigkeit zubilligt. In der Tat gehen die meisten Beiträge des Bandes letztlich vom Modell der Berater-Klienten-Interaktion aus, wie es noch bei *Lazarsfeld* im Mittelpunkt gestanden hatte oder stimmen in das Klagegedicht über die Wirkungslosigkeit und die Akzeptanzschwierigkeiten der Soziologie ein, das in den 70er Jahren zum Evergreen wurde.

Nicht nur in den USA, sondern auch in der Bundesrepublik ist der Zug der Verwissenschaftlichung inzwischen weitergefahren und hat die Provinzbahnhöfe, auf denen einst schüchterne Rendezvous zwischen Soziologen und Praktikern stattfanden, längst verlassen. Es hat den Anschein, als ob mit der zunehmenden und inzwischen institutionalisierten Diffusion sozialwissenschaftlichen Wissens in praktische Entscheidungs- und Rechtfertigungszusammenhänge den Sozialwissenschaftlern selbst der Überblick über die immer komplexeren Anwendungsbeziehungen verloren ginge. Die Vielgestaltigkeit und Komplexität der Verwendungspraxis erklären zu einem Teil die analytische Unsicherheit gegenüber dem Sachverhalt „Anwendung sozialwissenschaftlichen Wissens“. Ob es sich um technische oder normative, legitimatorische oder planerische Verwendung von Wissen handelt, ob es eher um den Einfluß von Sozialwissenschaftlern oder um den „zwanglosen Zwang“ rationaler Argumente auf die Entscheidungsfindung geht, bleibt bei den meisten Autoren des Buches ungeklärt oder ist nur aus den gezogenen Konsequenzen zu erschließen. In der Regel wird ein instrumentelles Verständnis der Wissensnutzung zugrundegelegt, ein Modell der direkten Beratung des Praktikers durch den Wissenschaftler und der Umsetzung kausaler Aussagen in Handlungsprogramme. Angesichts dieses anscheinend nicht auszurottenden instrumentalistischen Mißverständnisses nimmt es nicht wunder, daß im Großen und Ganzen nach wie vor ein Bild gezeichnet wird, das durch Akzeptanzblockaden und Anwendungsdefizite gekennzeichnet ist und einer bornierten Praxis die Schuld an der Mißachtung eines reichhaltigen Angebots anscheinend unmittelbar anwendbarer Ergebnisse gibt. Angesichts der Dominanz des technischen Beratungsmodells kann sich die Frage nicht stellen, ob sich nicht indirekte Formen der Wissensvermittlung langfristig als wirkungsvoller erweisen, auch wenn sich bei diesen die Herkunft und Wirkung sozialwissenschaftlicher Argumentationsfiguren und Deutungsmuster im Einzelfall schwer nachweisen läßt. Auch wenn *Tenbrucks* Polemik „Die unbewältigten Sozialwissenschaften“ (Graz 1984) sicherlich überzeichnet und zu Recht umstritten ist, so zeigt sie doch, daß man die Wirkung und den Einfluß soziologischer Wirklichkeitskonstruktionen auf die Legitimitätsgrundlagen moderner Gesellschaften durchaus auch als säkulare Erfolgsstory begreifen kann.

Nun kann man zwar mit derartigen allgemeinen Bemerkungen das dominierende Argumentationsparadigma einer Sammlung von Aufsätzen, sozusagen ihre Grundtonart, kritisch kommentieren, man wird dabei aber sicher nicht den – in diesem Fall höchst heterogenen – Einzelbeiträgen gerecht. Diese Heterogenität der Beiträge betrifft nicht nur deren Qualität, sondern vor allem auch ihr Wissenschaftsverständnis, den zugrundeliegenden Verwendungsbegriff, die wissenschaftspolitischen Konsequenzen und das Abstraktionsniveau der Argumentation.

Formal gliedert sich der Band in einen allgemeinen und einen problembezogenen Teil. Innerhalb des ersteren ragen die Beiträge von *Eberlein/Obermeier* und *van de Vall* heraus. *Eberlein/Obermeier* gehen von dem ehrwürdigen Dualismus Werturteilsfreiheit-parteiische Wissenschaft aus und führen all die – allerdings meist bekannten – Argumente an, die beide Wissenschaftsmodelle als unhaltbar oder schädlich desavouieren. Auch wenn ihnen dabei Ungenauigkeiten unterlaufen – *Weber* hat beispielsweise sehr wohl die Werthaltigkeit der Ent-

scheidung für wissenschaftliche Rationalität erkannt (13) –, so zeigen sie doch ausführlich das Dilemma, dem sich die anwendungsbezogene Sozialwissenschaft auch 60 Jahre nach *Max Weber* grundsätzlich gegenüber sieht.

Ihrem Resümee, daß angewandte Wissenschaft als wertfreie überhaupt nicht mehr denkbar sei, und ihrem Plädoyer für ein umfassendes Wissenschaftsparadigma ist durchweg zuzustimmen. Bei der Darstellung dieses verantwortungsethischen Wissenschaftsmodells, das sich nach *Eberlein/Obermeier* vor allem durch die Verbreitung moralischer Prinzipien, deren Kontrolle durch entsprechende Sanktionen und die Entwicklung systematischer Konsequenzenforschung auszeichnet, fangen die Probleme allerdings erst an. Diese Vorschläge, Wissenschaft „wertsensibler“ zu machen, ohne ins Extrem parteilicher Forschung zu verfallen, können ja nur dann sinnvoll sein, wenn die Kontrolle über die Erkenntnisproduktion und über die Anwendung der Ergebnisse im Wissenschaftssystem selbst verbleibt. Nur wenn gewährleistet ist, daß die Unterdrückung negativ bewerteter Forschung im Wissenschaftssystem nicht zur Auslagerung der Erkenntnisproduktion ins Anwendersystem führt, und nur wenn es möglich ist, den Prozeß der selektiven Verwendung zu steuern oder gegebenenfalls zu verhindern, wäre die verantwortungsethische Selbstbeschränkung der Forschung sinnvoll.

Selbst wenn eine Synopse aller möglichen Folgen und Nebenfolgen einer wissenschaftsgestützten Entscheidung gelänge, was angesichts der Spezialisierungs- und Abschottungsprozesse nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb wissenschaftlicher Disziplinen zunehmend unwahrscheinlich wird, so liegt doch die Kontrolle über die Nutzungsbedingungen in der Regel bei den Verwendern von Forschungsergebnissen. Mit anderen Worten: eine Ethik der Wissensverwendung müßte viel eher bei den Praktikern und Wissensvermittlern und nicht zuletzt bei den intermediären Fachöffentlichkeiten ansetzen, die die Anwendungsmöglichkeiten, -versuchungen und -restriktionen sehr viel besser kennen als die Wissensproduzenten.

Die Selektionsprozesse, denen wissenschaftliche Ergebnisse bei ihrem Marsch durch Diskurse und Institutionen unterliegen und die bei *Eberlein/Obermeier* nicht berücksichtigt werden, stehen im Mittelpunkt des Beitrages von *van de Vall*. In seiner analytisch klaren und durch bisher vorliegende Ergebnisse der Verwendungsforschung gut untermauerten Darstellung unterscheidet er epistemologische, implementäre und strategische Parameter (oder Filter), die die Akzeptanz sozialwissenschaftlicher Ergebnisse beeinflussen.

Hinsichtlich der epistemologischen Dimension bestätigt *van de Vall* den häufig festgestellten Sachverhalt, daß sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse umso größere Chancen auf praktische Berücksichtigung haben, je geringer der Allgemeinheit- und Abstraktionsgrad ihrer Aussagen und Begriffe ist, je konkretere Empfehlungen sie also erlauben. Wenn sich dieser Befund weiterhin bestätigen sollte, so hieße dies nichts anderes, als daß angewandte Sozialforschung aufgrund der spezifischen Nachfrage des Praxissystems nur von geringem theoretischen Niveau sein könne. Damit würde sich die Hoffnung, ein verstärkter Praxisbezug könne umstandslos mit dem Interesse an theoretischer Konsolidierung verbunden werden, als nichtig erweisen. Anwendungsorientierte Ergebnisse sind in der Regel nicht transferierbar in theoretische Aussagen, und dies vor allem deshalb, weil sie möglichst viele spezifische Randbedingungen einbeziehen müssen, wenn sie situative Problemlösungen ermöglichen sollen.

Zu einem etwas anderen Bild mag man allerdings kommen, wenn man einen erweiterten Verwendungsbegriff zugrundelegt, der auch den langfristigen Einfluß sozialwissenschaftlicher Theoreme und Begriffe auf gesellschaftliche Wirk-

lichkeitskonstruktionen, Prioritäten und Deutungsmuster mitberücksichtigt. Dann könnte sich die umgekehrte Schlußfolgerung ergeben, daß nämlich der Allgemeinheitsgrad soziologischer Deutungsangebote mit ihrem Einfluß auf das Alltagsbewußtsein positiv korreliert.

Die Anpassung an konkrete Implementationsbedingungen und an das Feld strategischer Interessen bilden nach *van de Vall* die weiteren Akzeptanzschwellen, die anwendungsorientierte Forschung überwinden muß, um Einfluß zu erlangen. In Übereinstimmung mit der einschlägigen, insgesamt aber eher dürftigen Forschungslage bezeichnet er das Feld strategischer Interessen als die einschränkenste Selektionsbarriere, verweist aber gleichzeitig auf die Möglichkeit, strategische Konflikte im Anwendungsfeld für die Ausweitung des sozialwissenschaftlichen Einflußpotentials zu nutzen.

Gerade hier schließen sich interessante Fragen an, wie etwa nach dem strategischen Öffentlichkeitsbezug von Forschung und nach dem Ressourcencharakter sozialwissenschaftlicher Einzelargumente in politischen Auseinandersetzungen, die im Rahmen der Untersuchungen über Auftrags- und Ressortforschung bisher zuwenig bearbeitet wurden. Dieses Defizit bestätigt sich nicht zuletzt auch durch einen gründlichen Überblicksartikel von *Werner Jann* über die Entwicklung der Policy-Forschung, der allerdings im wesentlichen deskriptiv bleibt.

Die weiteren Beiträge des allgemeinen Teils des Sammelbandes – eine Auseinandersetzung von *Ortwin Renn* mit *Habermas'* klassischer Studie „Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘“, eine allgemeine Typologie von Anwendungssituationen von *Vaclav Lamser* und eine programmatische Grundsatzserklärung zur Soziotechnik von *Joachim Schmidt* haben eine Schwäche gemeinsam: Die Argumentation bewegt sich durchweg auf der Ebene viel zu allgemeiner Modelle, die Arbeiten nehmen die inzwischen stark angewachsene Literatur zur empirischen Verwendungsforschung kaum zur Kenntnis und schlagen Lösungen vor, die keinerlei Bezug zu den institutionellen Bedingungen der Wissensverwendung und dem tatsächlichen Leistungsvermögen der sozialwissenschaftlichen Forschung in der Bundesrepublik haben.

Ein Zeugnis geradezu rührender Realitätsferne ist *Joachim Schmidts* Vorschlag für ein soziotechnisches Hochschulcurriculum, das z. B. für das erste Semester ein sechswöchiges Praktikum auf dem Bauernhof vorsieht, „um sich über die Probleme der Agrarwirtschaft und des Lebens fernab der großen Kulturzentren zu informieren“. Der Begriff der Soziotechnik wird bei *Schmidt* von Seite zu Seite unklarer („Soziotechnik macht nicht weise ... es dreht sich bei ihr um das Handeln“; 170f.) und verschwimmt schließlich zu dem einer „gutgemeinten“ Sozialtechnologie.

Am deutlichsten wird dies in *Alexander Matejkos* organisationssoziologischem Beitrag, in dem vor dem Leser ein ganzer Sack von sozialwissenschaftlich inspirierten Daumenregeln und Ratschlägen für die Gestaltung von Organisationsstrukturen und für Managemententscheidungen ausgeschüttet wird. Die Soziologie erweist sich hier als Quelle von Handlungsmaximen, deren Erfolg wohl eher auf der Bewältigung von Entscheidungsunsicherheit beruht als auf der adäquaten Beschreibung von Kausalrelationen. Im Grunde handelt es sich dabei um eine Art von Verwissenschaftlichung des gesunden Menschenverstandes in Form einer Unternehmens- und Managementphilosophie.

Auf empirische Untersuchungen stützen sich dagegen die Beiträge von *Arndt Sorge u. a.* und von *Barbara Mettler-Meibom*. *Sorge u. a.* stellen die Frage nach dem Zusammenhang der zunehmenden Anwendung von neuen Informationstechniken und der Entwicklung der Qualifikationsstruktur. Bei der Einführung von numerisch computergesteuerten Werkzeugmaschinen konstatieren sie

eine Reihe unterschiedlicher Anwendungslogiken der CNC-Technik, die sich als sehr flexibel erweist, und kommen zu einer Differenzierung der Polarisierungsthese.

Barbara Mettler-Meibom beschreibt den Erprobungs- und Durchsetzungsprozeß der neuen Breitbandtechnologie und versucht anhand dieses Beispiels die Faktoren näher zu bestimmen, die die Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Wissen bei der Einführung von Großtechnologien determinieren. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Wissen umso größer ist, je mehr der Erfolg technologischer Innovation von individueller Verwendung abhängig oder durch öffentliche Kritik bedroht ist. Am Beispiel der Breitbandtechnologie, für die diese Bedingungen mehr oder weniger gelten, zeigt sich allerdings, daß kritisches sozialwissenschaftliches Wissen über bestimmte Technologiefolgen von den dominierenden Interessengruppen strategisch kanalisiert und immunisiert werden kann. Aufschlußreich ist diese Fallstudie insbesondere deshalb, weil sie zeigt, daß der strategische Umgang mit wissenschaftlichen Ergebnissen im Konfliktfeld der beteiligten Akteure und Interessen entscheidend ist für den faktischen Einfluß der Sozialwissenschaften. Dies heißt nichts anderes, als daß das alte und wohl auch von der Soziotechnikgruppe präferierte Modell der instrumentellen Beratung aufzugeben ist gegenüber einer Konzeption, nach der sozialwissenschaftliche Experten zu strategischen Akteuren in einem komplexen Feld der argumentativen öffentlichen Auseinandersetzung werden müssen, wenn sie nicht lediglich Lieferanten des argumentativen Selbstbedienungsladens sein wollen, den die Sozialwissenschaften heute über weite Strecken darstellen. Eine entscheidende Voraussetzung für eine aktive Rolle im Feld öffentlicher Auseinandersetzungen ist allerdings, daß die Spezialisierungsprozesse, die häufig, wie die Fallstudie der Breitbandverkabelung zeigt, den Sozialwissenschaften von der Praxis aufgedrängt werden, nicht zu einem völligen Verzicht auf übergreifende Fragestellungen und Problemsichten führen. Dies bedeutet in der Regel auch den Mut, Abstriche an den Standards methodischer Perfektion vorzunehmen und auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher Kompetenz konkrete Empfehlungen abzugeben.

In zwei eher schlichten Beiträgen am Ende des Bandes (*Dienel, Bongardt*), die sich mit dem Konzept der Planungszelle befassen, schnurrt das von *Mettler-Meibom* realistisch und differenziert gezeichnete Bild einer komplexen Verwendungslandschaft wieder zusammen zu einer Problemsicht, die lediglich durch Kommunikationshindernisse und -mißverständnisse zwischen Wissenschaft und Praxis gekennzeichnet ist. Wissenschaft soll hier quasi als Scharnier zwischen Betroffenen und politischen Entscheidungsträgern dienen. Sieht man einmal von dem begründeten Verdacht ab, daß durch derartige Verfahren scheindemokratische Alibis für die Verwaltung beschafft werden können und vielleicht auch sollen, so fragt man sich, aufgrund welcher spezifischen Kompetenz gerade die akademische Sozialwissenschaft die Rolle eines Vermittlers zwischen Bürgern und Entscheidern spielen könne. Anscheinend wird hier der Weg in eine Sackgasse beschritten, in der sich die Aktionsforschung schon seit längerer Zeit befindet.

Nimmt man die Aufsatzsammlung als symptomatisch für den Umgang von Soziologen mit einer als verwirrend empfundenen Situation, die gleicher- und widersprüchlicher Weise gekennzeichnet ist durch zunehmende gesellschaftliche Irrelevanz der Soziologie als Fach, durch verstärkten Anwendungsdruck und durch die Trivialisierung von Forschungsergebnissen im Alltagsbewußtsein, so lassen sich folgende allgemeine Probleme herausstellen:

Obwohl das Bemühen um eine sozialwissenschaftlich angeleitete Sozialtechnologie heute teilweise überholt erscheint, ist diese als Leitvorstellung ange-

wandter Sozialwissenschaft augenscheinlich nicht verschwunden. Die Konzeption einer politischen Planungs- und Entscheidungspraxis, die, sozusagen gereinigt von Interessen und Bargainingprozessen, durch die Nutzung sozialwissenschaftlichen Wissens gesellschaftliche Probleme einer rationalen Lösung zuführt, ist nicht nur unrealistisch, sondern auch auf bemerkenswerte Weise unsoziologisch. Daß Soziologen nicht im Besitz eines gesellschaftlichen Objektivitäts- und Rationalitätsmonopols sind, daß sie gegenüber der Praxis und in Konkurrenz zu anderen Wissensproduzenten immer schon Partei sind, und sei es nur dadurch, daß sie *soziologischen* Deutungen und Problemdefinitionen öffentliche Geltung verschaffen wollen, sollte gerade Soziologen einleuchten. Von einem „Denken, das sich der Erkenntnis von Schranken verschrieben hat“ (*Bourdieu*), schrankenloses Denken zu erwarten, hieße das *Mannheimsche* Mißverständnis der freischwebenden Intelligenz ein weiteres Mal wiederholen.

Unklar scheint auch zu sein, welcher Art die spezifisch soziale Rationalität (*Mettler-Meibom*; 268) ist, die es durch die Anwendung sozialwissenschaftlichen Wissens zu erreichen gilt. Handelt es sich dabei um eine durch wissenschaftliche Information „verbesserte“ technisch-instrumentelle Rationalität, um die Steigerung des Wertberücksichtigungspotentials von Wissenschaft oder um die Verfahrensrationalität von Beteiligungsregeln? Es liegt auf der Hand, daß sich die Sozialwissenschaften zuviel zumuten, wenn sie praktisch werden wollen und zugleich auf einem qualitativen Rationalitätsvorsprung gegenüber einer Praxis beharren, die längst „versozialwissenschaftlich“ ist und darüber hinaus ihre eigene Handlungs rationalität besitzt, nach der sie sich die Ergebnisse der Forschung zu nutze macht.

Wie man aus *van de Valls* Ergebnissen schlußfolgern kann, gewinnen sozialwissenschaftliche Ergebnisse gerade dann an Evidenz für den Praktiker und werden somit nutzungsstauglich, wenn sie in einer Affinitätsbeziehung zum Alltagswissen des Praktikers stehen. Gegenüber dem kognitiv dominierenden alltäglichen Praxiswissen kann sozialwissenschaftliches Wissen immer nur eine Ergänzungsfunktion haben, nicht zuletzt weil es immer nur Ausschnitte des Problemzusammenhanges erfaßt. Von einem Rationalitätsgefälle der Soziologie gegenüber der Praxis kann sinnvollerweise nur dann gesprochen werden, wenn soziologische Erkenntnisse das instrumentalisch verengte Verständnis einer handlungsbezogenen Rezept- und Prognosewissenschaft übersteigen und die Bedingungen der Wissensverwendung, der Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Legitimation in ihr Kalkül miteinbeziehen. Eine aufklärende Soziologie muß, gerade dann, wenn sie konkrete Entscheidungsbegründungen liefert, immer auch die Erkenntnis mitliefern oder sich ihrer bewußt sein, daß sie damit eine Nachfrage nach gesellschaftlichen Legitimations- und Begründungsressourcen erfüllt.

Daß dies nicht immer einfach ist, ist offensichtlich: Das Verhältnis der Forschung zu ihren Auftraggebern ist immer eines der prekären Balance von Zwang und Verführung, von methodischer Objektivität und Willfährigkeit. Je mehr wissenschaftsinterne Wahrheitskriterien an Gültigkeit verlieren, desto mehr bedürfen auch die Sozialwissenschaften der Legitimation eines externen praktischen Auftrags. Da diese gesellschaftliche Nachfrage häufig unter dem Primat einer technisch-strategischen Vernunft steht, geraten sie in die Gefahr, die Grundlagen der Kritik eben dieser instrumentellen Vernunft aufzugeben und sich ihr hinter dem Schutzschild methodischer Objektivität zu überantworten. Manchmal hat es den Anschein – und viele Beiträge des Buches sind Belege dafür –, daß die Soziologie dem Objektivitäts- und Rationalitätsnimbus, den sie mit immer verfeinerten Verfahren und Techniken der Datenanalyse suggeriert, selbst verfällt und daß sie dabei ihre eigene partikuläre Rolle im Kampf um professionelle Geltung und gesellschaftliche Definitionsmacht übersieht oder übersehen will.

Diese Überlegungen sollen nun keineswegs einem Rückzug aus der Praxis in den Elfenbeinturm, der ohnehin sanierungsbedürftig ist, das Wort reden. Angemahnt werden soll vielmehr ein wenig mehr Aufklärung über die „angewandte Aufklärung“ (*Dahrendorf*) und ein wenig mehr Einsicht in die begrenzten Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Rationalisierung gesellschaftlicher Praxis. Das immer wieder reproduzierte Selbstmißverständnis einer verkürzten Sozialtechnik ist dafür kein gutes Vorbild.